

Seit ich denken kann

2014

Seit ich denken kann, liebe ich dich. Dies ist meine Geschichte.

Als Säugling

Ich kenne Ilosa schon mein ganzes Leben. Das sind genau achtzehn Jahre und vier Monate. Geboren sind wir am gleichen Tag, aber nicht zu gleicher Stunde. Meiner Affinität zur Nacht entsprechend, wurde ich kurz vor Mitternacht, Ilosa am Nachmittag geboren. Und damit beginnt erst einmal die Serie an Gemeinsamkeiten.

Glaubt man den Erzählungen unserer Mütter, lagen wir sogar in benachbarten Betten auf der Säuglingsstation und sahen einander unbekümmert an, während der Blick zu anderen Betten und zur überwachenden Stationsschwester selbst zumeist in einem Kreischen endete. Ob das einzigartige Band, das uns heute bindet, schon damals gesponnen worden ist, kann ich nicht sagen. Aber es zeigt mir jene ungewöhnlichen Begebenheiten auf, die mich in der Gegenwart an einem Phänomen des Zufalls oder der übertriebenen, wenn nicht sogar eingebildeten Kitschigkeit zweifeln lassen.

Einige Jahre später besuchten wir den gleichen Kindergarten, im Ostviertel der Stadt. In der Tat beinhaltet diese Zeit die ersten eigenständigen Erinnerungen. Diese heißen, dass ich die von meiner Mutter mitgegebenen Süßigkeiten – welchem Umstand auch immer folgend – mit Ilosa teilte, mit ihr zusammen an gemeinsamen Bildern zeichnete, mit demselben Satz an Bausteinen am gleichen Gebäude arbeitete. Dass unsere Familien auch noch in der gleichen Straße, in gegenüberliegenden Häusern, wohnhaft waren, führte dazu, dass wir zu selbiger Zeit zum Kindergarten gebracht und abgeholt wurden; mal von ihrer oder meiner Mutter, oder einem unserer älteren Geschwister begleitet.

Als Kind

Schon als Kind missfiel mir der Gedanke, alleine spielen zu müssen. Jungen, mit denen ich mich angefreundet hatte und mir ihre Gesellschaft anboten, konnten mich nie in der Form an Neugierde und Abenteuer befriedigen, wie es Ilosa vermochte. Der Grund waren unsere Erinnerungen.

Da ich und Ilosa schon so vieles gemeinsam erlebt hatten, wussten wir fast alles voneinander und vermochten gegenseitige Reaktionen und Gefühle vorauszuahnen. Etwa so als wenn man wüsste, nach einer bestandenen Prüfung sehr viel ruhiger schlafen zu können; so wusste ich auch, wie man Ilosa beeindrucken und interessieren konnte. Sie wurde auf diese Weise die mir engste Vertraute und damit ein Teil von mir.

Ich dachte nie über die Angst nach, Ilosas Gesellschaft dauerhaft verlieren zu können, etwa wenn ihre Familie wegziehen sollte. In meiner kindlichen Naivität hatte ich mich im Alltag wesentlicheren Dingen zu stellen: etwa welches Spielzeug ich mitnehmen sollte, wenn ich wieder einmal Gast in Ilosas Spielzimmer sey.

Auch empfand ich niemals Vorurteile gegenüber »mädchenhaften Verhaltens«, besonders nicht gegenüber meiner liebsten Spielgefährtin! Genauso wenig ächtete ich das Spiel an sich mit ihr als Mädchen; noch kümmerte mich die Lästerei meiner anderen sogenannten Freunde. Allein die Bindung an sie, Ilosa, war mir das Wichtige, und sie ist es auch heute noch. Es scheint bemerkenswert, dass ich den aller Kinder eigenen Schritt übersprungen zu haben scheine, mit einem gegengeschlechtlichen Partner zusammenzusein, ohne mich um unsere Unterschiede zu besorgen. Damit meine ich die ebenfalls auf meine Erfahrungen zutreffende Beobachtung, dass die meisten Kinder andere Dinge im Kopf haben, als die Faszination fürs andere Geschlecht – denn das kommt ja erst später in der Pubertät. In meinem besonderen Fall betrachtete ich Ilosa niemals als Spielgefährtin mit einem Mädchennamen (mir fehlte in der Tat das Bewusstsein, sie wäre vom anderen Geschlecht; für mich war sie eben nur ein *Kind* wie jedes andere auch); stattdessen wusste ich unterbewusst über die Dauer meiner gesamten Kindheit, dass dieser Mensch einzigartig sey; nicht wie ein Spielzeug, das man nach dessen Kaputtgehen wie ein Klon dem anderen im nächsten Spielwarenladen kaufen und damit ersetzen konnte. Wäre sie einmal fort, so verinnerlichte ich es mir, während ich ihr beim Schaukeln oder Schwimmen im Wasserbecken zuschaute, wäre mir etwas Unersetzbares fortgerissen; fern jeder Möglichkeit des Ausgleichs oder eines Kompromiss-betonten Ersatzes. Ihr Name prägte sich unabänderlich in meinen Hirnwindungen ein, und wurde immer auch dann genannt, wenn mein Name fiel. Wann immer man mich rief, begann ich im selben Moment an Ilosa zu denken und nach ihr zu sehen.

Ein paar Jahre später (es verging bis hierher kaum ein Tag, an dem wir nicht beisammen waren) wurden wir auf derselben Grundschule eingeschult. Diese Reihe an merkwürdigen Übereinstimmungen überraschte weder uns noch unsere Eltern. Und ohne, dass ich etwas bemerkt hatte, noch daran glaubte, von etwas erfahren zu haben, wur-

den wir noch vertrauter, noch intimer.

Aber wie steigert man die Intimität einer bereits so innigen Verbindung wie der unsrigen? Kein Zweifel besteht darüber, dass es Grenzen in der Bande zwischen Männern und der Freundschaft zwischen Mann und Frau gibt, die niemals übertreten werden. Das hängt mit den ureigenen Vorgaben seiner genetischen Identität zusammen. Einfach ausgedrückt, würde ich als Mann mir stets einen respektablen Zustand vor anderen Männern bewahren wollen (und mich damit bereits zufriedengeben), während ich gleichzeitig danach strebe, den Frauen zu imponieren – auf welche Weise auch immer –, um am Ende wieder nur einer Einzigen zu gefallen. Was nun mich und Ilosa betraf, übersprangen wir beide unbewusst denjenigen Moment in der kindlichen Entwicklung, der bei den meisten anderen von einem unbekümmerten Sozialverhalten, d. h. der generellen Akzeptanz des anderen Geschlechts, zu jener Phase überleitet, in der sich die Mädchen und Jungen voneinander separieren und dann unter ihresgleichen sein wollen. Ich und Ilosa wurden hin und wieder auf »die ihre Seite« gezogen, widerstanden dann aber doch und blieben lieber beisammen. Irgendwann endeten auch diese Versuche, da man davon ausgehen konnte, der zu Überredende würde der Gruppe nie alleine beitreten, sondern stets seinen besten Freund (eben mich oder Ilosa) mitbringen.

Das klingt zunächst kompliziert. Am besten mag ich es mit dem verhängnisvollen Wechselspiel beschreiben, das einer psychologischen Gratwanderung am nächsten kommt: Hin- und hergerissen zwischen Menschen, die einem ständig *das einzig Richtige* anzuraten glauben, bleibe ich beharrlich auf der Suche nach mir selbst und den *für mich* wichtigen Grund, bei Ilosa zu bleiben. Auch wenn ich nicht für sie sprechen kann, bin ich mir absolut sicher, dass sie das Gleiche durchmachte. Schließlich habe ich Augen im Kopf und erkenne, wenn jemand unsicher schaut; mit seiner Mimik Verlorenheit dargibt oder durch Weinen seine Unzufriedenheit ausdrückt. Und wie es Ilosa schmerzte, so auch mir. Wenn sie weinte, dann begann es auch bei mir; wenn ihr unwohl war, dann war auch mir an Wohle fern.

Und in diesem Sinne entwickelte ich auch ein Gespür dafür, was sie mir sagte, auch wenn sie eigentlich nicht sprach. Da waren wir beispielsweise als Kinder auf der Eisbahn um Schlittschuh zu laufen. Nach dem Besuch am zugefrorenen Teich war es daran die Schuhe zu wechseln und wir setzten uns wie jedes Mal ans Ufer ins Gras. Gefrorener Reif hing in den Spitzen der Grashalme fest und eine ungemaine Kälte ging umher. Wie andere Mädchen ihres Alters fror auch Ilosa leicht, sobald sie die Handschuhe ablegen musste, um sich etwa die Schnürsenkel zu öffnen. Also tat ich das an ihrer

statt. Nun saß sie dort im Gras, fröstelte und hatte die Arme ineinander verschränkt, während ich vor ihren angewinkelten Beinen kniete und in meine Finger blies, damit sie warm würden und ich den Knoten an ihren Schuhen zu lösen erreiche. Dann kam es zum wiederholten Versuch, da der Knoten nass und gefroren und meine Fingerspitzen zu taub waren die Aufgabe zu erledigen. Wann immer ich also am Knoten zerrte und innerlich fluchte, kamen sich unsere Gesichter ganz unbemerkt nah. Ich fühlte Ilosas Atem in meinen Ohren und auf der Wange. Sie blies ihn ganz ruhig aus und beruhigte damit auch mich, bis ich es geschafft hatte. Dann sah ich auf und sie fing meinen erwarteten Blick mit ihren Augen ab, sodass ich nicht anders konnte, als auch sie anzuglotzen. Dem beiderseitigen Erstaunen fern, wussten wir genau, was der andere dachte. Nämlich den Gedanken, ihn zu denken keiner von uns alleine sich getrauen würde. Man verstehe mit dieser »Intimität« nicht falsch, dass wir uns *intim* näher kamen, sondern nur inniger vertrauen und verstehen lernten: Wie uns im Kindesalter eine kleine Verletzung, etwa eine Schramme, am Spielgefährten nur wenige Minuten interessierten (weil wir es eben nicht besser wussten), achteten wir bereits seit der Grundschulzeit gegenseitig auf die Abwendung von Schaden. Und das machte uns bereits damals sehr viel erwachsener als alle anderen Grundschüler zusammen.

Etwa ab dem 10. Lebensjahr kamen die Träume dazu. Eine furchtbare Zeit, an die ich mich ungern erinnere, auch wenn die Träume meistens von Ilosa handelten. – Warum auch nicht, wenn wir ständig beisammen waren und mein Gehirn die Erfahrungen des vorangegangenen Tages verarbeitete? Doch träumte ich viel zu oft von Begebenheiten, da Ilosa einen Grund fand mich zu verlassen, mich zu entwürdigen oder etwas Unwahren zu beschuldigen. Traf ich dann am folgenden Tag mit ihr zusammen war es, als stünde eine solche Beschuldigung noch immer im Raum, also zwischen uns, und ich sah mich in der Verpflichtung das Missverständnis aufzulösen. Nicht selten machte ich mich lächerlich, indem ich etwas vor ihr erklärte, das ich nie getan hatte. Am Nachmittag wurde mir dann anhand ihres ungetrübten Verhaltens bewusst, dass das Träumen nicht der Realität entspricht (ja, auch das muss man manchmal erst lernen) und es nichts zu fürchten gab. Aber zu diesem Zeitpunkt war der Tag bereits fortgeschritten und die Zeit ungenutzt vertan. Später lernte ich den Umgang mit diesem Phänomen und betrachtete den Traum erst dann als interessant, wenn man ihn mit realen Ereignissen zu vergleichen imstande sey und feststellte, was sich bewahrheitete oder nur zur Zeit des Traumes tatsächlich geschah.

Aber erschienen mir diese Träume nun als Ausdruck meiner unweigerlich fesselnden Verbindung mit ihr? Weil Ilosa sozusagen bereits so sehr in mein Leben integriert war, dass ihr Fehlen auch mein eigenes Ende bedeuten konnte? Auf dieser Welt gab es nie-

manden, der mir das beantworten konnte; niemanden, den ich fragen konnte; noch gab es einen Menschen mit einer vergleichbaren Erfahrung. Von Kindergarten zur Grundschule; von der Grundschule zur Oberschule bemerkte ich stets den gleichen Vorgang: Freunde, die zu ehemaligen Freunden wurden; Kumpelschaften, die verblassten, weil sich die Möglichkeiten erweiterten; Verliebtheiten, die eingegangen wurden, ehe man sich wieder von ihnen abkehrte. Es war die Zeit der Pubertät, die neues Interesse an Menschen und deren Liebe bewirkte.

Und ferner ließ mich die Angelegenheit mit den Träumen für einige Monate nicht in Ruhe: Tagtäglich fragte ich mein Inneres, warum ich nunmehr von demjenigen Menschen träume, dem ich ohnehin jederzeit begegne. Träumt man nicht nur von Personen, die man *heimlich* liebt? Fürwahr – ich hatte Ilosa niemals offen meine Liebe bekannt: Aber der gegenseitige Blick genügte zur Gänze.

Mein Kopf schwoll an – jedenfalls schien es so, denn der brachiale Zweifel hinter meiner Stirn zerfraß den mir von Geburt an mitgegebenen guten Glauben, das Vertrauen in die Welt. Wenn man selbst schon erkennt, anders und besonders zu sein, inwiefern glaubt man sich dann noch; und vielmehr seiner Selbsteinschätzung? Dabei wollte ich gar niemals von besonderem Wesen sein; lehnte alles ab, das mich andersartig machen konnte. Dahinter steckte freilich die Idee, mich im Kern meines Seins an Ilosa zu orientieren, um wie sie zu werden, wie sie zu sein. Denn nur mit einer identischen oder wenn auch nur möglichst ähnlichen Gesinnung wäre sichergestellt, dass wir dauerhaft beisammen bleiben.

Einmal fragte mich Mutter, ob ich am Korbflechten Interesse habe. Da gab es einen alten Korbflechter gleich die Straße runter, dessen Geschäft nur noch selten jemand betrat. Jedenfalls bot er in diesem Sommer einen Kurs für Kinder meines Alters an, das Flechten einfacher Körbe zu erlernen. Ilosas Eltern hatten ihre Teilnahme organisiert, also wurde nun auch ich gefragt, ob ich »meiner kleinen Freundin« beistehen wollte.

Zu jener Zeit interessierte mich das Korbflechten in keiner Weise. Nicht weil es in das Schema jener Tätigkeiten passte, die vornehmlich Frauen vorbehalten sind. (Zu meiner Zeit wurden sehr strikte Vorbestimmungen bewahrt, und meine Beobachtungen bestätigten, dass einige Handwerke ausschließlich von Frauen, andere von Männern ausgeführt wurden.) Nein, das Korbflechten fand keine Beachtung, da mir diese Tätigkeit – der Ironie gereichend – zu jener Zeit wenig konstruktiv erschien. Viel lieber tat ich mit Ilosa das, was ich immer tat: Aus einem weißen Blatt ein Bildnis zu zaubern; aus ebenen Sand ein Gebäude, aus einzelnen geometrischen Bauklötzen ein komplexes Gebilde. *Das* entsprach meiner Vorstellung eines genutzten Tages, jede Abweichung davon

betrachtete ich mit Argwohn.

Dass ich dieses lange Zeit nur ungenutzt mitgeführte Bewusstsein, meine persönlichen Interessen der Möglichkeit, mit Ilosa auch entgegen meiner Vorlieben zusammenzu- sein, zurückzustellen wahrnahm, finde ich angesichts meines Alters beachtlich. Hierbei ging es aber nie um Stolz oder Drang nach Anerkennung; nein, alles, was mir wichtig war – war und ist Ilosa.

Und wer will nicht bezaubert werden von einer Macht, die Liebe und Glückseligkeit hervorruft? Umso mehr, wenn dieses Mädchen mit der angeborenen Fähigkeit ausgestattet ist, mich anzuziehen wie ein Magnet den anderen, und ich sogar bewusst widerstehen und dagegen ankämpfen muss, um nicht mit ihr zusammenzustoßen!?

Mit untergrabenem Widerwillen und ohne zu wissen, was mich erwarten sollte, traf ich nun dort beim Korbflechter ein. Eine Gruppe aus Kindern hatte sich bereits um einen vor seinem Laden stehenden Tisch versammelt, und das Gedränge war groß. Skeptisch betrachtete ich die Situation und ordnete den Ort sowie die anwesenden Personen wertend in Kategorien ein. – So wie ich es an fremden Orten immer tue, um mich zurechtzufinden und mir einen Platz möglicher Exposition in der lokalen Gesellschaft zuzuweisen.

Sogleich wurde die Ordnung unterbrochen, als ein ruckartig reißendes Geräusch durch das Kinderlärmen drang. Alle Aufmerksamkeit richtete sich im verstummenden Gelärme auf das hinter dem Tisch aufgestellte Gerät, an dem der erfahrene Korbflechter eine Rute durch eine Metall-Gabel gezogen hatte, um sie zu schälen. Schon als er die ersten Worte darauf vergab seine Tätigkeit zu erklären, schaltete ich ab und sah mich weiter um.

Durch die Umgruppierung hinan zum Entrinder hatte sich die Gruppierung der etwa ein Dutzend Kinder verlagert und das Feld lichtete sich. – Und ich sah Ilosa.

Wie die anderen hatte sie ihre Augen auf den Handwerker gelegt und folgte seinen selbstsicheren Händen. Es muss eine verfrühte Form des pubertären Gedankens gewesen sein, denn erstmalig in meinem Leben fühlte ich das Wesen ihres Charakters intensiver als mein eigenes. Begleitet wurde dieser zwielichtige Reiz von einem unerklärlichen Bewusstsein der Gewissheit meines Seins. Was dem Leser wie die bloße Aneinanderreihung gleich klingender philosophischer Floskeln vorgekommen sein könnte, war mir viel mehr als tiefsinniges Vokabular; es war die Wahrheit.

Ein paar Mal schluckte ich noch, dann fasste ich den Mut und trat in die nächste mir

neue Phase ein. So ging ich auf sie zu, als sey sie eine Fremde – oder besser: eine Klassenkameradin, die ich zur ersten Verabredung traf. Alles über die Jahre Gewusste vergaß ich in zwei Sekunden, und ich ward zurückgeworfen zu den Anfängen jeder menschlichen Identität. Was mir erhalten blieb, war ihr Name. Doch wie vertraut war er mir wirklich? Weder ihre Familie noch Hobbys schienen mir bekannt; jeden Tag wurde sie an der Schule abgegeben, trat mit dem flachen, lindgrünen Rucksack ins Zimmer und breitete sich an ihrem Platz neben der Tafel aus: Erst die Getränkeflasche direkt auf den Boden, dann die Federtasche auf den Tisch. Gleich danach folgte ein langes Holz-Lineal, das wir weder im Unterricht noch beim Basteln jemals benötigten; doch sie legte es trotzdem bereit. Damit kannte ich aber nur einen Teil ihrer Angewohnheiten und beim besten Willen nicht all jenes, das ich vor Minuten erst vergessen hatte. Was wusste ich noch? – In der Pause setzte sie sich sofort mit Hanna zusammen, die ihr die Haare bürstete, während sie tratschten. Meistens kamen nach wenigen Minuten weitere Mädchen dazu; die Damen blieben unter sich.

Aber was bewegte Ilosa? Wie sah sie die Welt? Schaute sie weiter als zwei Meter um sich, im bedingenden Verlangen, alles möge ihr zufliegen? Oder interessierte sie die Ferne, das Schicksal anderer Personen, ohne je auf sich zurückzublicken? Durch Beobachtungen allein wäre das nie festzustellen. Doch wie kam es nun zu unserer »Verabredung«?

Ilosa erkannte mich sofort. Noch bevor ich ihr gegenüberstand. Ein Mann bemerkt so etwas offenbar ziemlich schnell, ob er Beachtung findet.

»Hi, du«, sprach sie mich an, als seien wir einander vertraut. Sie wusste nicht, dass ich die Jahre zwischen unserer Geburt und Jetzt vergessen hatte.

»Hallo«, gab ich steif kund und legte die Hände in die Hosentaschen, um nicht meine Verlegenheit darstellen zu müssen. Aber was nun? Ilosa konnte es mir gewiss nicht sagen.

»Hast du schon was geflochten? Die anderen sind schon so weit! Nur mir will es nicht gelingen«, setzte sie in einem gemischten Tonfall aus Begeisterung und Entmutigung fort.

»Dann zeig' mal her«, forderte ich sie stattdessen auf und wir drehten uns sogleich einem kleinen Tisch zu, an dem jede Menge halb fertiggestellter Schalen und Körbe lagen. Einer davon war in der Tat erst im Entstehen; gerade mal das Hauptkreuz und einige unbedacht gelegte biegsame Ruten waren verwoben, aber so lose, dass sie sich schon gegenseitig auseinanderdrückten. Ohne weitere Erkundigungen nahm ich das

Geflecht in die Hand und setzte mich auf den Boden, an die Hauswand gelehnt. Und Ilosa begab sich neben mich: mit der verdrießlichen Ahnung beschattet, dass das Geflochtene, an dem ich mich zur Hilfestellung wegen bemühte, nur Mittel zum Zweck sey, presste sich Ilosa ganz dicht an mich – dichter, als es bei dem ausreichenden Platz notwendig gewesen war –, griff mit beiden Händen unter und über meinen Arm und legte abschließend ihren Kopf auf meine Schulter.

Nach außen hin werkelte ich unbeeindruckt weiter an dem Korb, aber innerlich blieb alles stehen: Die Welt endete an dieser Stelle und ich sah mich unfähig zu erkennen, wie es weitergehen sollte. Doch nicht nur das: Während die anderen Kinder ihrem dem Erfahrungsdrang geschuldeten Trieb folgten und einander um die besten Plätze beim Korbflechter stießen, saßen wir dort, etwas abseits, und liebten einander. Wir waren in unserem Verhalten gemessen an dem der anderen Kinder so fremdartig wie ein Astronaut in einer Gemeinschaft im amazonischen Dschungel lebender Ureinwohner: Auffällig und doch toleriert; mit neugierigem Blick bewundert und doch fern dem Verständnis all jener wunderlich anzusehender Dinge und Stoffe, die das Fremde mit sich bringt. Und in der Tat waren wir sogar vor jenem Spott bewahrt, der uns zu später Schulstunde gewiss noch zufallen sollte: Jenem Fehlen angemessener Achtung, das mit der Deklaration und Zurschaustellung eines sich begehrenden Liebespaares einhergeht; sey diese instinktive und widerliche Missfälligkeit aus Neid, Fremdschämens oder einer Vermischung aller aus der Pubertät heraustropfender Emotionen hervorgegangen. In diesen Tagen wären wir allein der »seltsamen Blicke« ausgesetzt, die jedoch aufgrund kindlichem Unverständnisses weder gefährlich noch unerträglich seien.

Unendliche Zeit verstrich, doch blieb sie zählbar: Wie wir uns nicht um die Belange der anderen kümmerten, so wenig beachtete man uns. Das Erlebte endete am späten Nachmittag, ohne dass es uns aufgefallen ist. Für mich galt diese Zusammenkunft als herausragendes Erlebnis, so wie man nur selten etwas aus seiner Kindheit bewahrt. Und was mich nicht beeindruckt, das merke ich mir auch nicht.

Insofern war die Situation in doppelter Hinsicht bemerkenswert: Dass man mich zu beeindrucken vermochte (was selten geschah), und dass ich mich auch selbst von dieser Erkenntnis angetan zeigte. Die vibrierende Aufmachung gewährte mir einen neuen Blick – auf die Gleichberechtigung zwischen uns. So wirkt es mir, dass Bescheidenheit aber Lieblichkeit als Maß beider Partner einer Liebesbeziehung gelten müssen. Denn wenn sich auch nur einer dominant über dem anderen behauptet – und so feinsinnig dies auch gemeint ist –, kann diese Bindung kein Bestehen haben!

Ilosas Haar drückte sich auf meine Haut, während ich den Korb fertigstellte. In der Tat

hielt ich das Geflecht in der Hand und es ähnelte den ausgehängten Körben und Schalen im Laden mehr als jeder von Kinderhand fertiggestellte Versuch eines von wohlmeinenden Eltern zwanghaft integrierten Hobbys. Dabei hatte ich nichts anderes getan, als mich gegen die Aufgabe nicht zu erwehren und brav die Ruten über- und untereinanderzulegen. Was am Anfang noch nicht erkennbar gewesen ist, nahm unbemerkt Gestalt an und formte sich wie von selbst zu einem ausgereiften, berechtigten Gegenstand. Und ich ahnte, dass das Gleiche zwischen mir und Ilosa geschah.

Wie kommst du nur darauf zu behaupten, dass es leicht sey, den Würden eines Menschenlebens zu entsprechen?, fragte mich mein Gewissen: Wer kann uns bedingen zu schöpferischer Hochkraft und Einsehen, dem niemand entgegenwirken will oder kann? In welchen Maßstäben bestimmen wir einander und einander selbst? – Ich nur kenne das Wesen und die Antwort, die es geben wird. Doch soll es eine Antwort nur für mich sein.

Obwohl ich also vom Leben weder viel gesehen und noch weniger verstanden hatte, war ich ganz zufällig auf den wichtigsten, den einzigen Grund *zu sein* gestoßen. Mich nicht selbst zu finden; Ilosa zu lieben.

Verliebt

Mit Argwohn schaute ich häufig zu nachmittäglicher Stunde durch die Klassenzimmer-Fenster auf den Schulhof und beobachtete die kleinen Gruppen der älteren Schüler, die sich bei den Fahrradständern, unter den zwei Linden oder an den Sitzbänken herumtrieben und mit ihrem Zigarettenqualm, den lauten und ungehaltenen Gesprächen, dem respektlosem und verachtenden Lachen, dem Witzeln, dem Mädchen-Anstarren und dem hormonellen Aderlass einen gefährlichen Eindruck auf alle jüngeren Klassen hinterließen. Niemand von uns traute sich an sie heran – es bestand ja auch kein Grund –, auch ich nicht. Aber im Gegensatz zu meinen Mitschülern liefen während dieser aufmerksamen Beobachtungen fiktive Szenarien in meinem Kopf ab, wie ich mich in bestimmten Lagen zu verhalten hätte: Wie viel ich doch von diesen Leuten lernen konnte! Hauptsächlich, nicht so wie sie zu sein. Denn mich Teil einer größeren Gruppe oder gar Gesellschaft zu nennen; das widersprach meinem inneren Verlangen, mich als Partner von Ilosa zu wissen. Und wenn ich meine Aufmerksamkeit in Gesprächen und Handlungen auf andere sogenannte Freunde richtete, dann entwende ich sie in gleichem Maße meiner großen Liebe.

Seit dem Tag beim Korbflechter sind ganz leicht viele Jahre vergangen, gezählt in Klassenstufen, ohne dass ich mir irgendein Hobby angewöhnt hatte; noch nicht einmal die

Korbflechtereier. Meine Mutter hatte es viel zu oft versucht, allein schon aus der Unwissenheit heraus, für welche Bereiche ich offen sey: Sie steckte mich in einen Schwimmverein, das hielt ein paar Monate. Dasselbe Ergebnis beim Judo-Kurs. Musik wollte ich gar nicht spielen, ich hörte sie lieber und ließ damit andere die Arbeit machen. Zeichnen konnte ich noch nie, die Rechtschreibung war miserabel. Kein Talent für Sprachen, keines für Naturwissenschaften, irgendwie fuhr ich die ganze Zeit neben der Spur, ohne mich auf etwas einigen zu können. Von allem versuchte ich etwas, nie zu wenig, aber auch nie zu viel. Es schien, als sey diese markante Uneinigkeit Ausdruck meines flügellosen Schicksals, nicht mit den anderen zu ziehen, sondern zurückzubleiben; nunmehr die Wahl zu treffen, ob ich statt dem Flug lieber krieche oder stehe.

Ich kann mich seitdem nicht an einen einzigen Tag erinnern, an dem ich von der Schule nach Hause kam, meine Tasche ablegte und Mutter fragte, ob ich mit Freunden spielen darf. Meistens hockte ich herum und wartete. Dachte nach und beschaute alles, das es nur zu sehen gab, sehr sorgfältig. Einen Film zu schauen, war mir unmöglich, denn nach kurzer Zeit schaltete ich ihn aus. Nahm ich ein Buch aus dem Regal, blätterte ich darin und las die ersten paar Seiten, dann legte ich es weg. Mit der Musik das gleiche, mit den Aufgaben im Haushalt, den Umgang mit meinen Geschwistern. Nichts wollte mir gelingen, doch nicht aus Pech, sondern höchstem Unmut; jede Stunde der letzten Jahre dachte ich an sie; als wären mehrere Leben gleichzeitig in mir präsent, und jedes forderte seine Erlebnisse und seine Misserfolge. Nie ließ ich mich in das klassische Schema einfügen, wie ein Junge zu sein habe: Die anderen mochten Waffen, Actionfilme, Kaugummis und Platzpatronen, Wasserbomben, Comic-Hefte, sogar kleine Bildchen von ausgekleideten Frauen. Tatsächlich konnte ich für keines dieser Dinge Interesse aufbringen; ich kann nicht einmal sagen, was mich sonst interessierte: Wenn ich keine Action-Filme mochte, dann stand ich auf Fantasie-Romane? Wenn ich keine Wasserbomben mochte, dann war ich ein Computer-Freak? Nichts von all dem traf zu. Es war ein Leben zwischen Realität und Selbstverachtung.

Es stand mir kein Mentor zur Verfügung, der mir die Bedeutung jeder beobachteten Handlung erklärte. So bildete ich mir meine eigenen Schlüsse – die meisten mögen unrichtig und spekulativ gewesen sein –, und färbte meine Ansicht vom Universum ganz selbst und unbeholfen ein. Interesse an der Wahrheit, den tatsächlichen Verhältnissen, hatte ich zu keiner Zeit. – Es gab immer nur eines: Ilosa. Dieser Name fiel mir zuerst ein, wenn ich aus dem Schlaf erwachte und auf meinen Wecker drosch; er ging mir als Letztes durch den Kopf, bevor mich ein abschließendes Gähnen das Bewusstsein verlieren ließ. Unzählige Male träumte ich von ihr: Von Dingen, die wir Tage vorher zusammen erlebt hatten und alternativen Vorgehensweisen; von Orten, die ich gerne Ilo-

sa gezeigt hätte, falls wir genug Geld und Mut aufgebracht hätten, sie zu erreichen. Es gab eine Zeit in meinem Leben, in der sie nicht wegzudenken war; nicht zu ignorieren und nicht zu vergessen. Diese Person bestand – meiner Erinnerung nach – schon immer.

Und wie mir Träume schon immer einen Satz aus Möglichkeiten gezeigt hatten, so waren es hier die Erinnerungen an Vergangenes (wohl an: nicht Zukünftiges!), die mich tagein-tagaus beschäftigten. Die täglich aufgesetzte nachdenkliche Miene fiel natürlich auch meinen Eltern auf und immer wieder hatte ich mich den lästigen Fragen zu stellen, was denn los sey, ob es Probleme in der Schule gäbe, Krankheit, Angst, Pubertät, was den Erwachsenen eben so einfällt.

Mein Vater, der offenbar selbst nur wenig Erziehung aus seiner Kindheit erfahren hatte, stellte sich gewissermaßen schwerfällig an, das Bedrückende in mir in Erfahrung zu bringen. Doch anders als meine einfühlungswillige Mutter, die alles zu wissen und zu lösen glaubte, war es die abgestufte Einfachheit in ihm, die ihn nah an meine Sorgen heranführte. Irgendwann stellte er die Behauptung auf, dass meine monotone Freundschaft an »dieses Mädchen«, fern in der Kindheit, heute bewirken würde, dass ich dieser nachdenke und mich daher außer Stande fühle, neue Freundschaften einzugehen. Beide (und auch ich, wenschon es mir egal war) wussten sehr gut, dass Freundschaften einen immensen Einfluss auf die sozialen Umgänglichkeiten eines Menschen haben. Vielleicht befürchteten sie nicht, dass ich an Einsamkeit vergehe, sondern dass ich mich zu einer Person entwickle, die irgendwann durchdreht und andere Menschen grundlos angreift. Aber beide sprachen nicht ein einziges Mal von Ilosa, kannten nicht einmal mehr ihren Namen. (Seitdem sie mit ihrer Familie vor zwei Jahren eine Straße weitergezogen war, verlosch auch die Bekanntschaft zwischen unseren Familien nach und nach.) Ihnen war die Erkenntnis undenkbar, dass es allein Liebe sey, die mich noch immer an Ilosa band, und auch heute in grübelnder Miene festhielt.

In der Schule betrachtete ich Ilosa anders als in meinen Träumen. Das hatte mit den Personen zu tun, die mich ständig umgaben. Obwohl sowohl die auf mich einwirkenden Klassenkameraden als auch die Anweisungen der Lehrer zu einem gemeinsamen Rauschen verschwammen, das mich beim Denken störte und ich einfach nur noch abstellen wollte. Also wurde es über die Jahre leiser und verschloss schließlich endgültig. Heute sehe ich auf diese Zeit zurück und stelle mir vor, wie es ausgesehen haben muss; als habe man meinen Körper mitsamt den nachdenklichen Gesichtszügen aus einem Marmor herausgeschlagen und die Plastik aus Freude an der Sache mitten unter die anderen, lebenden Menschen gestellt. Wechselte der Raum, wurde auch ich »mitge-

nommen« und auf einen Platz gesetzt. Wie das leblose Klassen-Maskottchen.

Aber so unbeweglich war ich gar nicht: Wenigstens mein Gesicht schielte beständig zu ihr hinüber, wo auch immer wir uns befanden. Die ruhige Art meiner Beobachtungen und meiner Ausdrucksweise beunruhigte nicht nur meine Mitschüler, sondern auch die Lehrer. Erst im erwachsenen Alter wurde mir bewusst, wie verstörend ich nach außen gewirkt haben musste. Dabei tat ich nichts anderes, als für mich nachzudenken; ... und die Schafe zu belächeln.

Ich schluckte und blickte plötzlich auf den Boden, der mit festgetretenen Kaugummi übersät war. Ein Schulhof sieht nach ein paar Jahren aus wie eine tausendjährig genutzte Oberfläche. Erschrocken war ich über den Einfall, dass auch Ilosa von meinem ewigen Starren beschämt sein könnte, solange wir uns auch schon kannten. Dann doch ein kurzes Aufblicken, dessen ich nie müde wurde, und in ein Dutzend Metern Entfernung steht Ilosa in dieser Gruppe Mädchen, und wühlt in ihrer Tasche nach einem Pausenbrot. Sekunden später zieht sie es hervor und ich fühle mich abermals bestätigt darin, wie gut ich sie eigentlich kenne. Ich bekam den Eindruck, dass ich mich selbst wie eine Marionette steuern und jede Bewegung zuvor erdacht hatte. Dass sich die Marionette nun so bewegte, hatte mich – ebenso wie einen Puppenspieler – wenig überraschen können. Jedenfalls steht sie von mir abgewandt, sie zeigt mir den Rücken, ahnt womöglich nicht einmal, dass ich sie schon wieder beobachte.

Dass ich mich in letzter Zeit nicht mehr so häufig mit ihr treffen konnte, hatte weniger mit unserer seit Beginn der Schulzeit neu verteilten Freizeit zu tun, als vielmehr mit der Pubertät, in der es vorrangig um das Ansehen vor den Gleichaltrigen geht; das ist bei Jungen und Mädchen genau dasselbe. Ilosa hatte mich nicht vergessen, das wusste ich, verbrachte nun aber auch mehr Zeit mit ihren Freundinnen und war damit ein wenig mehr *normaler Mensch* als ich, der ja nach wie vor kein Interesse an andersartigen Freundschaften zeigte.

Die Mädchen bringen die Köpfe zusammen und tuscheln, sie kichern und weisen mit einem verdeckten Finger auf mich, um Ilosa zu zeigen, wer sich für sie interessiert. Mir macht das nichts aus, ich wende mich nicht ab. Also starre ich zurück und zeige bemerkt worden zu sein, was die Mädchen veranlasst sich wegzudrehen und ganz und gar unbeteiligt zu tun. Nur Ilosa ..., sie dreht den Kopf und erfasst mich sofort. Sie blickt ein paar Sekunden ohne zu zwinkern, lächelt, und dreht sich wieder fort. Sie spricht zu den anderen kein Wort und versteht ebenso wie ich, dass eine Rechtfertigung keinen Zweck hätte, oder wenigstens in diesem Alter kein Verständnis hervorrufen würde. Sie kaut auf ihrem Brot und lächelt innerlich weiter; sie ist die einzige vor

Ort, die uns je verstehen wird.

Eine Steigerungsform dieser gegenseitigen Aufsicht erlebten wir auf der höheren Schule, auf die wir beide ebenfalls gemeinsam gingen. Wie man nun aus eigener Erfahrung und dem Selbstverständnis seines Verstandes folgend ableiten könnte, würden uns die vielen neuen Kontakte zu Beginn eines jeden Schuljahres gegenseitig ablenken: Während Ilosa sich mit ihren neuen Freundinnen über Klamotten und Musik unterhielt, würde ich mit den Jungs wetten, welches Mädchen ich mir als Nächstes anzusprechen getraue. Doch dem war ganz und gar nicht so. Denn keine der mich umgebenden unbekanntem Mädchen verdiente meine Aufmerksamkeit so sehr wie Ilosa. Keine von den über zwanzig neuen Gesichtern erweckte in mir den Mut, einen davon näher kennenzulernen, die Interessen und Vorlieben zu teilen, oder auch nur Themen des gleichen Geschlechts. Ich fühlte mich in die Klasse nie integriert, was aber auch meiner Meinung nach nie Sinn der Sache war.

Allerdings verhielt es sich so, dass – sobald ihr Name in einem Gespräch unter Jungen genannt wurde – ich genau aufhorchte und im Falle unangemessener Bemerkungen sofort und schamlos einschritt, ihre Ehre zu erhalten. Das verlief dann beispielsweise so, dass man über ihr gutes Aussehen flüsterte und man darüber scherzte, wer sich sie anzusprechen traute. Wie ein idiotischer Aufpasser ging ich dann auf die betreffende Gruppe zu, stellte mich direkt in sie und sah allen Anwesenden nacheinander mit einer an Ernsthaftigkeit nicht zu übertreffenden Miene ins Gesicht. Man wusste auch, wie es weitergehen sollte, wenn nur einer von ihnen das Wort gegen mich erhob. Denn dann begann ich ziemlich schnell, meine Ernsthaftigkeit abzulegen und gegen unkontrollierbare Raserei einzutauschen. Dann schubste und schlug ich um mich, bis einer zu Boden ging. Und genau das führte auch an diesem Tag dazu, dass ich am Unterricht nicht teilnehmen durfte.

An meinem wachsenden, zunehmend behaarten Körper herabsehend, erkannte ich mich selbst nicht mehr wieder und gleichzeitig erkannte ich umso besser, wer ich war: Ein stumpfes Werkzeug meiner eigenen Ergebenheit zu Ilosa. Ich lebte für sie, ich würde für sie sterben, ohne je selbst etwas Großartiges im Leben geschaffen ..., das Leben selbst erfahren zu haben. Wohin war der nette Nachbarsjunge gegangen, der sich durch Verlässlichkeit und Ehrlichkeit auszeichnete? War ich das auch heute noch, nur in einem anderen Körper? Waren diese Werte schlafend in mir verborgen, bis sie irgendwann neu hervorbrechen und Triebe wachsen lassen? War ich wegen Ilosa so geworden, oder geschah das mit jedem Jungen?

Ohne Zweifel saß ich wegen Ilosa auf der Bank vor dem Unterrichtsraum. In jedem

Flur standen mehrere Holzbänke an der Wand, neben jeder Tür wenigstens eine. Durch die gegenüberliegenden Fenster konnte man in den Hof oder ggf. hinter das Gebäude schauen; Sonne bracht durch und erhellte den Gang. Mit einer Hand umgriff ich den anderen Ellenbogen und dachte gar nichts. Ängste und Sehnsucht nach meiner Vergangenheit flossen aus mir heraus und tropften vor mir zwischen die Schuhe; Sorgen und ein von Liebe erfülltes Gewissen wuchsen sofort in meinem Kopf nach. Ich war nicht Teil dieser Welt; die eigenwillige und monotone Welt war Teil von mir!

Ein Geräusch unterbrach die nachdenkliche Trübnis in meinem Kopf und ich lenkte meinen Blick zur Seite nach rechts. Wie auf jeder Etage des Schulgebäudes gab es auch hier an beiden Enden des Flures eine Tür, die jeweils zu den Waschräumen für beide Geschlechter führte. Eine der schweren Türen wurde von einem schlanken Arm aufgestemmt und heraus trat Ilosa! Sobald sie den ersten Fuß auf dem Flur hatte, wurde auch ich von ihr erkannt und sie hielt schweigsam inne, die Tür noch immer aufgedrückt. Nach wenigen Sekunden wurde sie ihr zu schwer, sodass sie aus dem Rahmen trat und die zufallende Tür einen schallenden und doch einmaligen Ton über den menschenleeren Flur hallen ließ.

Ihr Gesicht ruhte, wie auch ihre Bewegung. Als habe man ihr gerade eine furchtbare Botschaft mitgeteilt, und sie müsse in diesem Augenblick darüber entscheiden, wie sie zu bewerten sey. Ob sie unberechtigte oder gar diabolische Freude daraus zieht; oder ob sie sich in echter Trauer ausweist. Und ich selbst wurde mit jedem Augenblick der Betrachtung unruhiger, da ich wusste, ich hatte damit zu tun.

Würde sie wirklich auf mich zugehen und mich wieder einmal seit Wochen ansprechen? Würde sie den gleichen Gesichtsausdruck benutzen, wie sie ihn benutzt, wenn sie unter Freundinnen steht? Würde sie mir ihre innige Verbundenheit subtil oder offen zeigen, so wie früher, oder wäre ich gar nicht mehr von Bedeutung in ihrem Leben? All das gleichzeitig zu vermuten, machte mich ganz verrückt und ich wollte ihr am liebsten entgegenschreien: »Sag' mir schon, was du von mir denkst!«

Ilosa musste meine Nervosität gespürt haben und schritt nun hastig auf mich zu, als würde eine Mutter sehen, dass ihr Kind gestürzt ist. »Tholian!«, rief sie mir zu, kurz bevor sie mich erreichte. Meine Haltung war nun aufrecht und angespannt, die Hände lagen auf meinen Hosen und der darauf gesammelte Schweiß sollte trocknen, ehe Ilosa auf die Idee kam, mir die Hand zu reichen. Früher haben wir uns zur Begrüßung nie die Hände gereicht; da war ein Winken angebracht oder ein kurzes Grußwort. Aber seit einigen Monaten schienen wir uns so auseinandergelebt zu haben, dass der Handgruß durchaus infrage kam. Auch, wenn wir ganz alleine hier draußen waren.

Und je näher sie mir stand, desto deutlicher war mir die Erinnerung an vergangene Zeiten: Dass ich sie liebte, nicht nur, weil sie ein Mädchen war; sondern dass ich sie liebte, weil sie meiner Vorstellung eines menschlichen Ideals am meisten entsprach; weil es in ihrer Anwesenheit nur Sekunden dauerte, bis ich fröhlich wurde; weil sie ernst sein konnte und ich es ihr glaubte; weil sie eine beispiellose Entschlossenheit offenbarte, die mich beeindruckte und wissen ließ, dass sie gewissen Prinzipien folgt; weil sie einem »körperlichen Ding« glich, das ich nur umständlich und unrichtig beschreiben konnte, aber doch Teil meiner Seele und Identität war; und weil mich ihr Beisein vom Prahlen und all den anderen schlechten Gewohnheiten abhielt.

Natürlich kannte ich in meinem Alter die Geilheit. Die allgegenwärtige Geilheit und sexuelle Verführung, sobald man auch nur auf der Straße herumläuft und eine Gleichaltrige in eng anliegender Kleidung zwangsläufig besieht. Das alles war mir unlängst bekannt und keinesfalls neu. Und ferner akzeptierte ich die Begebenheit meines Schicksals, als ein jugendlicher Mann mich bestimmten Gelüsten und Fantasien hinzugeben, um eine innerliche, meistens geistige, Befriedigung zu erreichen. Es erstaunte mich daher sehr, dass der Trieb an befriedigende Gedanken sogleich verpuffte, wie ich Ilosa begegne oder an sie dachte. Stellte ich mir ihren Körper vor und lüstete meine vom Gewissen entkoppelte Pubertiertheit nach ihren körperlichen Proportionen und dem hübschen Gesicht, verblasste sogleich das Bild und verschwamm zu Nichts. Wenn ich von ihr träumte und die Bilder wurden zu realistisch, konnte ich auch aufwachen. Es schien in diesem besonderen Fall also mehr dabei zu sein, mich mit Ilosas Bild und den Gedanken an sie zu arrangieren; dieser Vorgang war, seit meiner Kindheit, Teil meiner Menschwerdung, und ich akzeptierte die komplizierten Gewohnheiten ebenso wie ich etwa meinen Stimmbruch oder die überall am Körper wachsenden Haare annahm und damit zu leben lernte.

Den Unterschied fordernd, wie ich dem Dilemma erfolgreich entgegenstehen würde, begann ich mich zu fragen, wie sich die Begrifflichkeiten der Liebe und die der bloßen Geilheit voneinander trennen ließen. Als gedankliches Experiment stelle ich mir vor, dass ich meine Freundin oder die Person meines Begehrens umarme und überlege, welche Ansicht eher zutrifft: Beantworte ich mich selbst ungeduldig mit »Wann ziehen wir uns endlich die Kleider vom Leib?!«, bedeutet es eben das eine. Aber besinne ich mich kurz und murmele: »Ich bin zu Hause.«, dann sollte es wirkliche Liebe sein.

Natürlich sind mir schon Mädchen und junge Frauen begegnet, die durchaus als attraktiv bezeichnet werden könnten. Aber letztlich sprach da mein Auge und der Sexualtrieb in mir, nicht jedoch meine Ideologie. So sind es die unscheinbaren Details, die in

ihrer Summe zu einer allumfassenden, ruhelosen und gleichso beschwerlichen Ergebenheit führen, sich einer bestimmten Person zu unterwerfen und alle sonstigen Sinne, allen voran die Vernunft, abzulegen. Beispielsweise mochte ich bei Ilosa immer wie ihr Haar fällt. Ich habe keine intimen Gedanken dabei, ich mag es einfach: Ein paar Strähnen bedecken zumeist die Stirn, der Rest hängt seitlich herab; die Spitzen der Stirn bedeckenden Haare reichen gerade über die Augenbrauen, aber verhüllen nicht die grünschwarzen Pupillen – jene Pupillen, aus deren Existenz heraus ich entschied, sie als Letztes in meinem Leben sehen zu wollen. Es könnten mir tausend Frauen mit gleicher Frisur begegnen; allein bei Ilosa wäre die Kombination perfekt.

Und dieses ungerichtete Nachdenken abzuschließen gestehe ich ein, schon immer der Meinung gewesen zu sein, dass die stillen Charaktere sehr viel mehr Liebe erfassen und ergeben können als die Prahlerischen. Muss ich wirklich meine sog. *Liebe* aller Welt kundtun, indem ich ein mit einem Spruch versehenes Banner von einem Kleinflugzeug über den Himmel ziehen lasse? Doch die von wahrer Liebe inspiriert werden, werden sich stets zurückhalten und ihre innige Zuneigung nur einander mitteilen. Ilosa stand in der Form vor mir, dass sie mir ihre Bereitschaft zu Teilen anbot.

»Tholian«, wiederholte sie und das gesprochene Wort donnerte mir unaufhaltsam durch die Ohren. Ein wahrhaftiger Genuss, sie sprechen zu hören! Sie hatte meine ganze Aufmerksamkeit und ich starrte sie an, ohne mich zu besinnen, zu schämen oder abzulassen. Wie sie es aussprach und klingen ließ, hörte ich eine bestimmte Nuance der Sehnsucht heraus, und es wurden die unverminderten, wenn auch lange Zeit verschlossenen Gefühle an früher geweckt.

Ich meinte, dass bereits einige Minuten vergangen waren, seitdem sie mich mit meinem Namen angesprochen hatte und sie dort stand. Die Ermahnung an unhöfliches Verhalten kam hervor und ich wurde verlegen:

»Das ..., ich ... sollte nicht so starren, tut mir leid. Ist wohl eine schlechte Angewohnheit«, begann ich hadernd und schaute zum Fenster, um mich nicht ihrem strengen, vielleicht sogar enttäuschten Blick stellen zu müssen.

»Eine schlechte Angewohnheit, die du seit unserer Kindheit hast!«, lachte sie und setzte sich neben mich: »Andererseits«, fuhr sie fort und neigte sich zu mir vor, »wurde mir Erhabenheit zuteil, von deinen Augen *in dieser Weise* gesehen zu werden.« Nun war es ihr wohl selbst etwas peinlich, denn sie sprach mit den letzten Silben leiser und schaute von mir weg. Und obwohl wir uns als Kinder ständig nah waren, ohne dass man sich dabei etwas denken musste, habe ich Ilosa immer mehr als Frau gesehen als wie ein

scheues Tier, das fortspringt, wenn man es zu ruppig oder an der falschen Stelle berührt. Die Zeiten hatten sich seitdem geändert und auch unser Umgangston. Mit der zunehmenden Herausforderung des Erwachsenwerdens suchten wir beständig einen Weg, die neuen Privilegien mit unseren Erinnerungen, der uralten Freundschaft, in Einklang zu bringen.

Mein Lächeln war es wohl, das Ilosa dazu bewegte »Verbergen kannst du nichts. Ich weiß genau was du denkst!« zu flüstern. »Was denke ich denn?«, sprach ich höhnend, sodass man das Hervortreten meiner jugendlichen Unangebrachtheit unverkennbar bemerkte.

»Es ist Winter, und das Gras ist gefroren.« – Mir stockte der Atem und mein Mund stand offen. »Was du damals dachtest, ist das gleiche, was du heute denkst. Wie du mich damals gesehen hast, so siehst du mich ... auch heute noch.«

Puls und Atemfrequenz stiegen rasch an; mein Versuch allein durch die Nase zu atmen, misslang. Sprach ich mit mir selbst? Sie beschrieb ganz genau meine Gedanken!

»Und du zerrst an diesem verdammten Knoten, und deine Finger frieren. Und eigentlich ... willst du gar nicht, dass sich der Knoten löst. Denn, wie du, möchte auch ich noch ein paar Minuten mehr von diesem belanglosen Grund eingehüllt werden, damit wir uns noch ein bisschen länger nah sein können.«

»Das weißt du noch?«, lenkte ich ab, obwohl Ilosa mir in diesem Moment das einzige gesagt hatte, das mir je wichtig sein würde. Am liebsten wollte ich den blöden Spruch wieder zurücknehmen, aber Ilosa hatte die Worte längst vergessen. Diesmal war sie erwachsener als ich, indem sie mir ihre Gefühle erklärte, wenn auch nur in Form dieser Anekdote aus der Kindheit. Und sie bestätigte außerdem meine Annahme, Ilosa hätte all die Monate der Distanziertheit das Gleiche für mich geleistet, denn niemals fühlte ich mich missachtet oder vergessen, nur eben »unter Beobachtung«.

»Weißt du, ich habe immer gewartet und geschaut, wie du dich verhältst ..., was du wohl als Nächstes tust. Ob du mich wieder und wieder und immerdar ehren wirst ..., mit deinem Beisein.«

Aufgeregt rutschte ich hin und her und drängte darauf zu antworten! Aber ihre lieben Worte, mit erdrückend lieblicher Stimme ausgeformt, zu unterbrechen, hätte mir weit mehr weh getan.

»Ob du verstehst ..., wer ich bin.« – Fast wollte ich aufspringen und ihr um den Hals fallen! Mit diesen Worten brannte sie die letzten Zweifel von meiner Seele und ich wollte

ganz ihr gehören. Aber mein unverfrorener Ansatz wurde sogleich wieder abgeklemmt, denn sie war noch nicht fertig: »Und schließlich frage ich mich«, rückte sie heran, »ob ...«

In selbiger Sekunde endete die Offenbarung und Ilosa wurde wieder zu einem Menschen: Ihr Kopf wich ein Stück zurück und beharrlich schaute sie auf mein Kinn.

»Was ist denn da?«, erschrak ich und machte ein entsetztes Gesicht, noch immer müde, mich aus dem Strudel der herzlichen Worte herausgekämpft zu haben, nur an der platten und unschönen Oberfläche dieser Welt mich den Belangen von Stolz zu stellen.

»Da ist etwas Rotes an deinen Lippen, dort im Mundwinkel! Das wird doch wohl kein Lippenstift sein?!«

Sie meinte es nicht so, wie sie es formulierte. So als wüsste sie, was Eifersucht sey. Oder als seien wir offiziell zusammen und sie hätte ein Recht, eine Erklärung für diese Beobachtung zu fordern. Aber ich nahm es ihr nicht gram, denn ich hatte nichts zu befürchten. Ganz ruhig nun wusste ich zu entgegnen: »Küss mich nur. Und du wirst feststellen, dass es Erdbeersaft ist.«

Das war weit mutiger, als ich je von mir erwartet hätte. Wie konnte ich nur so offen zu ihr sein? Wollte ich sie denn beleidigen und erreichen, dass sie sich nie wieder mit mir sehen lässt? Aber meine Eingebung hielt es wohl für eine gute Idee, *das* zu sagen. (Und ... natürlich war es Erdbeersaft, der mir noch vom Trank aus der letzten Pause klebengeblieben war.)

Aber all das verfiel in Bedeutungslosigkeit, denn Ilosa schien auf das verheißungsvolle, wenn auch wagnisreiche Angebot einzugehen! Es wäre der erste Kuss in unserem Leben gewesen, auch wenn ich seit Minuten nicht nachzuvollziehen wusste, wie es so weit kommen konnte. Aber hier war ich und reckte ihr meinen Mund entgegen.

Dann trat ebenso Merkwürdiges ein, wie uns die Merkwürdigkeit zusammengeführt hatte. Jemand kam weiter vorne auf den Flur aus der Tür und sah zu uns hinüber. Sogleich wichen wir auseinander, sie ebenso wie ich, und nahmen eine vorzeigbare Sitzhaltung ein. Die Person verflüchtigte sich. Dass Ilosa ebenso wie ich mit dem Abbruch übereinkam, zeigte mir, dass wir beide den Wunsch hegten, etwas so Besonderes wie einen Kuss in Einsamkeit auszuführen. Und nirgendwo sonst.

Würde uns eine solche Situation irgendwann einmal wieder geschehen? Wenn ich jeden Tag vor der Tür sitze und darauf warte, dass Ilosa auf die Toilette muss? Aber selbst

dann ist unwahrscheinlich, dass sie sich genauso wie an diesem Tag verhält. Und der Trick mit dem Erdbeersaft wird wohl auch nur einmal funktionieren. Vielleicht hatte ich jede Chance auf einen ersten Kuss verloren, dachte ich damals, als Ilosa nur Sekunden nach Erscheinen der dritten Person aufstand und ohne ein weiteres Wort oder eine Geste der subtilen Zuwendung, wie ich es gerne nenne, zu ihrem Klassenzimmer zurückging, während ich vor Ort blieb, um mich meiner Lage zu versichern. Und dann endete mein Grübeln ganz plötzlich.

Am Rande stehend

Was normalerweise dazu geführt hätte, dass ich stundenlang die geschehenen Ereignisse in einem Tagebuch notiere und dabei ausschmücke, blieb hier ohne weiteren Effekt. Ilosa musste mich mit ihrem Vorgehen so sehr beeindruckt haben, dass jedwede Besinnung an die Schönheit der Tat selbst zu rein liebenswerten Staub zerfiel, der sich mit jeder Berührung weiter verteilte. Das allein war wohl der Grund, dass ich meine Erinnerungen unberührt ließ, um sie damit möglichst lange zu bewahren.

Man bedenke, dass wir zu diesem Zeitpunkt kein Liebespaar waren, was aufgrund unserer übertrieben wirkenden Fürsorge fälschlich hinter unserem Rücken abgeleitet wurde. Zu diesem Zeitpunkt – noch bevor wir innige Liebe füreinander zu empfinden begannen – wussten wir kaum den Begriff echter Zuneigung zu definieren! Alle unsere wie Liebesschutz aussehenden Taten waren im Sinne unserer Naivität von damals rein freundschaftliche Gesten. Im Kindergarten hatte man uns gezwungen, auf dem Weg zu anderen Gebäuden Hand in Hand zu gehen. Sie und ich waren meist die ersten, die sich freiwillig aneinanderfanden, während alle anderen Kinder noch den Partner auslösten. Diese Monotonie – man kann es auch Egoismus oder Monopolismus nennen – tat uns jedoch sehr gut: Einander an der Hand zu wissen, beruhigte uns, gab uns Sicherheit und ein Gefühl dessen, den nächsten Tag ebenso zu erleben wie den Vergangenen. Es war ein Ritual, ein gerne vollbrachter Brauch, eine weitere Form der engen Freundschaftsbande.

Und seitdem wir uns kennen, widerfuhr uns nie ein Streit – auch das unterschied uns weitgehend von den Gewohnheiten der uns Umgebenden. In der Aura unserer beständigen Vertrautheit sahen wir Freundschaften kommen und gehen. Einige davon endeten mit bösen Worten, andere friedlich. Wie auch immer, denen würden wir niemals angehören. Dennoch werde ich häufig daran erinnert, dass Liebe etwas ist, bei der man für jemanden alles tut, ohne etwas als Gegenleistung dafür zu verlangen.

Man darf sich uns auch nicht vorstellen wie zwei frisch Verliebte, die *etwas* füreinander

spüren und die ersten Körperkontakte mittels der Hand austauschten. Immerhin kannten wir uns schon das ganze Leben lang und hatten uns mehr oder weniger zufällig schon Tausend Mal berührt! So standen wir nicht zusammen unter einem Regenschirm, umgriffen einander die Hände und lächelten schelmisch, mit dieser harmlos und »notgedrungen« ausgeführten Haltung ein Alibi, einen Grund, zu haben, sich anzufassen! Stattdessen geschahen diese Bewegungen instinktiv – ich wäre verwundert gewesen, den Schirm über sie zu halten und ihre Hand *nicht* zu fühlen! Ihre Hand gehörte einfach dazu, gehörte zu mir. Wie sie selbst ebenso zu mir gehörte.

Könnte ich mir ein anderes Gesicht als das Ihre als liebenswert vorstellen? – Ich muss dies eindeutig und mit schnellem Schiedsspruch verneinen. Ich habe es versucht, aber es gelang nicht. So war es eine meiner Basen, die mich ehemals auf den Gedanken brachte, in meiner intimen Liebe zu Ilosa neue Betrachtungsweisen anzuwenden. Aus der unbeantworteten Frage, wieso ich Ilosa überhaupt liebe ..., resultierte der Versuch, auch andere Menschen mit diesem Blick der Zugehörigkeit anzusehen, und zu vermerken, was passiert. Meine Verwandten standen mir damals sehr nah und eine meiner Basen war wie gesagt im selben Alter wie ich, demnach im selben Alter wie Ilosa. Auch sie war ein Mädchen, jung und unverbraucht; ohne körperliche Makel, intelligent und von einem innerlichen Charme so eingehüllt, dass sie ihre Umgebung damit mühelos betörte. Mochte das Gemüt auch noch so unselig sein – ein Gespräch mit ihr ließ alle Sorgen für Minuten vergessen. Und während ich auf einer der vielen Familienfeiern neben ihr stand und beiläufig auf sie schaute, wuchs in mir der Untrieb: Könnte ich sie lieben? Ich neigte meinen Kopf und kniff die Augen zusammen – sah ich in ihr etwas wie Ilosa? Irgendwo in ihr?

Es gab wohl keinen Teil ihres Körpers, den ich für einen Vergleich mit Ilosa ausschloss: Die Nase, die Lippen, natürlich die Augen. Aber selbst die Kleidung und Status oder wie sie beim Überlegen den Finger auf das Kinn setzte; wie sie eine Frucht kaute und schluckte; wie sie sich verhielt, wenn es ihr fröstelte. Nichts von dem erinnerte an Ilosa. Mehr noch, es war mir so fremd, als würde ich das eine träumen, das andere real erleben. Die Analogie des Traumes weiterspinnend, verblasste auch die Erinnerung an Erlebtes und Gesprochenes mit Personen wie meiner Base sehr schnell, und ich fand zurück zu Ilosa.

Dieser Vergleich war sehr wichtig für mich. Er bewies mir, dass ich mich in Ilosa nicht nur verliebt hatte, weil sie mir so nahe stand, sondern weil sie in der Tat etwas Besonderes ist. Man bedenke nur, wie Liebe und Lust voneinander zu unterscheiden sind; wie man Schönheit und *wahre* Schönheit trennt. Liebe entsteht in gewohnten Umge-

bungen unter gewöhnlichen Umständen; Lust dagegen resultiert aus alltäglichen Gegebenheiten: Ein Taxifahrer, der sich in eine wunderschöne Frau als Fahrgast verguckt, der liebt nicht, sondern zeigt nur seine Lust. Er gehorcht dem primitivsten seiner Triebe, dem Trieb sich zu paaren.

Und was uns betraf: Keiner von uns glaubte ernsthaft, eine intensivere Version dessen zu erleben, das uns seit mehr als fünfzehn Jahren miteinander verband und gewissermaßen auszeichnete und auch abhängig voneinander machte. Denn wer stets beisammen ist, sucht nach Anerkennung und Aufmerksamkeit durch den anderen; sucht unablässig seine Nähe und prüft permanent den Status der Befindlichkeiten des befreundeten Menschen. Nun aber, da das im auf dem Flur im Schulgebäude geschehen ist, dachte wenigstens ich neu über mein Leben nach. Leider tat ich das so sehr, dass darunter meine schulischen Leistungen enorm litten.

Mit der Zeit hielt man mich für dumm und zurückgeblieben, weil meine Noten es so sagten. Dabei erkannte ich Muster in so vielen Zusammenhängen; konnte mich nur nicht mit dem bestehenden Wissen der Menschheit anfreunden. Stattdessen versagte ich all dem und schuf meine eigene Realität, in der ganz eigene Gesetze Dinge so erklärten, dass ich sie verstand – aber nirgendwo sonst anzuwenden waren, ohne auf den Widerhall »So ein Unsinn!« zu stoßen. Und je öfter ich das zu hören bekam, desto weniger schätzte man meine Gegenwart, das Beisein eines Irren.

Gleichermaßen häufig entgegnete ich dieser Reaktion traurig aber auch ignorant, obwohl mir beides meine Enttäuschung über alles Gegebene bestätigten. Die Naturgeschichte der Vergangenheit interessierte mich ebenso wenig wie die der Menschheit; allein das Heute und Morgen zählten für mich. Die Noten waren miserabel. Fremdsprachen lagen mir gar nicht; ich sprach, schrieb, dachte und träumte in einer einzigen Sprache, nämlich der meiner Kindheit. Genauso schlecht waren die Noten in Mathematik, obwohl mich die innere Logik dieser Wissenschaft noch am meisten beeindruckte: Was immer man auch versuchte – die mathematischen Regeln und Formeln führten alles zusammen und zu einem Sinn. Aber es war nicht *mein* Sinn, und deshalb erfuhr er eine Ablehnung. Im Sport- und Schwimmunterricht stand ich meistens unbeteiligt neben den anderen und wartete auf dessen Ende. Anfangs hatte man mich zur Teilnahme noch ermutigt, aber nachdem die Lehrer meine Antwort kannten und die Schüler selbige fürchteten, ließ man mich in Ruhe in der Ecke stecken.

Wollte ich mich an all dem denn nicht beteiligen und Teil der Gesellschaft sein? War ich es nicht leid, ständig beschimpft und gedemütigt zu werden, wie mies und nutzlos mein Dasein wäre und auch das, was ich zu leisten ausließ? Oder fand ich Gefallen dar-

an gefürchtet zu werden, sodass man mir bereits auf dem Gang vor den Räumen aus dem Weg ging? Das alles bedeutete mir nichts, weder Stolz noch Liebschaft. Es war nicht Teil meines Denkens und damit nicht meiner Realität teilhaftig.

Andererseits tat ich nie etwas, das mich zu fürchten berechtigte. Ich war nur ganz einfach *anders*: Panik oder der Drang mich vor anderen zu produzieren lagen mir ebenso fern wie ein Interesse an Biologie oder dem Unterricht in Kunst. Ich ging schon allein durch meine Unbeteiligung niemals unnötige Risiken ein. Ich tat dies aus einem Glauben heraus, dass sich Frauen, v. a. Ilosa, insgeheim nach einem Mann mit solchen Eigenschaften sehnen. Und taten sie es nicht, wären sie auch für mich uninteressant. Ilosa aber zeigte mir in regelmäßigen Abständen, dass sie mich nicht vergessen hat und mir sogar beistand, wenn auch nicht in jener Ernsthaftigkeit, die ich allen entgegnete: Stand ich im Sport-Unterricht wieder einmal abseits und sollte in keine Mannschaft gewählt werden, plädierte Ilosa mutig und selbstbewusst für meine Aufnahme in ein Team. Wurde ich verlacht, weil ich sie stattdessen wie eine dumme, leere Puppe nur angaffte, kam sie zu mir gelaufen, henkelte sich wie ein enger Freund in meinen Arm und zeigte mir damit, dass die anderen es als Scherz meinten. Ihr beständiges Versuchen mein Leiden zu mindern, war allerdings unfruchtbar gelegen, denn sie kränkten mich in keiner Weise; waren dem gar nicht fähig. Nur Ilosa konnte derartiges bewirken, tat es aber nicht, obschon ich mich jederzeit idiotisch benahm. Stand ich vorne an der Tafel und sollte irgendetwas auf Geheiß des Lehrers aufschreiben, fügte ich mich dem. Dafür lachte die Klasse und nannte mich lautstark »Idiot«, »behindert« oder ähnliches. Niemand außer Ilosa wollte etwas mit mir zu tun haben. Und stillschweigend schaute ich auf das Pack darnieder und suchte die lächelnde Ilosa in der Menge, die ebenso wenig die hilflose Schimpferei hörte wie ich.

Aber wenn meine Leistungen so miserabel waren, wieso wurde ich dann nicht von der Schule versetzt oder blieb ein paar Klassen zurück? Nun, das geschah nicht, weil ich stets so viel leistete, dass es geradeso zum Bestehen aller Klausuren und sonstigen Prüfungen ausreichte. Selbst im Sport-Unterricht arrangierte ich mich mit den benoteten Aufgaben und bestand gerade noch durch meine bloße Teilnahme; sprang über eine Stange wie ein Labortier; ließ mich in meiner Laufgeschwindigkeit stoppen wie ein Rennpferd; stieß eine Metall-Kugel durch die Luft; und wusste bei all dem nicht warum. Es war mit mir so, als hätte man einem normalen Menschen die Aufgabe gestellt, er solle einen Brot-Fladen über seinen Kopf halten, fünfmal um den Häuserblock laufen und dabei wie ein Hausschwein grunzen. Ja, das fasst sehr gut meine gesamte schulische Laufbahn zusammen: Getrieben und genötigt zu werden, sich lächerlich zu machen, und den Grund trotz aller vernünftigen Gedanken nicht zu kennen; nicht ge-

sagt zu bekommen, so sehr man auch danach fragt. Also tut man es und denkt sich seinen Teil. Hätte man mich für mein Empören darüber kritisiert, hätte man mich damit im Grunde nur als Gegenpol zum ignoranten Teil der Menschheit bestätigt.

Eines Tages kam ein Typ von der Universität und legte für alle Schüler einer Klasse einen Intelligenztest aus. Jenes alberne Blatt, auf dem Lückentexte mit geometrischen Formen und Zahlenreihen abwechseln und man zu notieren hat, wie eine solche Serie fortzusetzen sey. »Zur Ermittlung und Überprüfung des persönlichen IQ.« Die Jungen schnaubten vor Eifer, sich in ihrer Intelligenz vergleichen zu dürfen; bei aller Abscheu vor Zetteln, die zu bearbeiten hin und wieder ausgegeben wurde, erkannten sie doch im numerischen Intelligenz-Quotienten einen einfachen Weg, sich in Überlegenheit zu messen. Und darüber hinaus, sey eine solche Zahl viel schwerer anzuzweifeln als ein Armdrücken oder Wettrennen.

Da lag also dieser Zettel vor mir. Und während die anderen sogleich mit dem Schreiben und Ankreuzen loslegten, schob ich das Papier nach einigen missgläubigen Blicken von mir. Der Lehrer zeigte mir, dass man diese Reaktion erwartet hatte und nahm enttäuschten Blicks den Zettel von meinem Platz: Wie es meinem Ruf entsprach, traute man mir die Lösung solcher Rätsel-Spielchen ohnehin nicht zu. Dabei liegt die Wahrheit ganz woanders: Denn es können von hundert Menschen die Hälfte einen Intelligenztest mit Bravour und einem IQ von 190 bestehen. Aber der intelligenteste von allen ist der, der sagt, dass ein solcher Test nicht das geringste über die Intelligenz eines Menschen aussagt.

Ein paar Wochen später erreichte meine Teilnahmslosigkeit am Unterricht ihren Höhepunkt: Ich reagierte nicht einmal mehr auf die Fragen der Lehrer und sah sie nur noch missbilligend und verachtend an. Früher sagte ich ihnen wenigstens noch ins Gesicht: »Keine Ahnung, ich weiß es nicht. Sie müssen schon jemand anderen fragen.« Aber mittlerweile hatte ich erkannt, was mir dieser ganze schulische Apparat wirklich bedeutete: Zeitvergeudung, mich von der Gewöhnung an Ilosa abhaltend, mit der ich schließlich noch den Rest meines Lebens verbringen wollte und darüber hinaus! Die Lehrer fassten die Idee, meinem seit Jahren bekannten Trotz mit besonderen Mitteln zu begegnen. Ich erkannte keine vernunftorientierte oder gar den menschlichen Fähigkeiten ehrende Verhältnismäßigkeit in dieser pädagogischen Maßnahme, denn man plante meine umfassende Bloßstellung.

Von all meinen Widerspenstigkeiten gegen den Unterricht nämlich galt mir das Singen als die ärgste. Mit der gebrochenen Stimme eines Jugendlichen einen klaren Ton hervorzubringen, erschien mir schon immer widersinnig. Und dann auch noch etwas al-

leine vor der Klasse vortragen, das irgendjemand vor Jahrzehnten geschrieben hat? Das wollte ich erst recht nicht begreifen, mir fehlte jedes Verständnis. Es war sogar so, dass ich regelrecht aggressiv reagierte, sobald als Hausaufgabe das Erlernen einer oder mehrerer Liedstrophen aufgegeben wurde! Wie ich es hasste! Wie ich mit blutroten Augen meine Hefter durch die Gegend warf und an der Daseinsberechtigung der ganzen Welt verzweifelte! Nicht einmal Ilosa vermochte mich da zu beruhigen, wenn ich wutentbrannt aus dem Raum stürmte, wie es wenigstens zweimal tatsächlich geschehen ist.

Heute denke ich an diese Tage zurück und empfinde mein übertriebenes Verhalten als kindisch. Standen diese Aufgaben an, empörte ich mich lautstark und führte sie ganz bewusst nicht aus. Die schlechteste Note dafür zu erhalten, nahm ich gerne in Kauf, wenn ich mich diesem Teil der peinlichsten Momente in seinen Kindheitserinnerungen entziehen konnte. Aber diesmal ließ man mir keine Wahl: Gegen Ende des Schuljahres fand ein letztes Mal der Unterricht in Musik statt und wie immer saß ich gelangweilt am Ende der Bank und hoffte auf ein rasches Ende der Erzwungenheit. Man nutzte die letzten Minuten der Stunde, um mir die große Neuigkeit mitzuteilen:

Mit einem erdrückenden Grinsen wandte sich der Lehrer an die Klasse, meinte aber nur mich: »So, damit endet also auch die letzte Stunde in diesem Schuljahr. Ich wünsche euch schöne Sommerferien. Nach den Ferien geht's in der ersten Woche dann gleich weiter mit den Vorbereitungen für den runden Jahrestag des Namenspatrons unserer Schule, und damit der Verteilung der Aufgaben unter den Klassen. Ich gehe jetzt nicht ins Detail, aber unsere Klasse wird mit dem Musikprogramm bei den Veranstaltungen in der Aula betraut sein, das heißt der Komposition von Intro und Outro mit Piano, Blasinstrumenten und passender Lichtershow, sowie der subtilen Musik während der Pausen und dem Hintergrund bei Reden am Pult. Etwas ganz besonderes ... wird Tholian ... für uns tun. Denn ihm wird die Ehre zuteilwerden, das Gesangssolo während der Interpretation Gutsteins 3. und 4. Satzes seiner ›Operette vom Frühling‹ zu übernehmen.« Mit einem gleichermaßen ekelhaften Grinsen endete seine Ankündigung.

Mir öffnete diese ausgemachte Gemeinheit sehr wohl die Augen und ich richtete mich erschrocken auf. Die Klasse begann wie immer zu lachen, wenn es was über mich zu reden galt. Aber ich ging nicht direkt auf seine offenkundige Anspielung, oder vielmehr gesammelte Rache der Lehrerschaft ein, sondern versuchte mich unauffällig herauszureden:

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!«, widersprach ich laut: »Gesang mit meiner Stim-

me? Da sind doch andere viel geeigneter! Zum Beispiel ...«

»Das reicht!«, zürnte er unmissverständlich: »Du, Tholian, wirst das machen. Um es offen zu sagen: Deine Noten sind dieses Jahr so schlecht, dass du kurz davor stehst, eine Klassenstufe sitzenzubleiben. Mir als euer Musiklehrer obliegt die Möglichkeit, deine Beteiligung am Jahrestag positiv zu benoten, sodass du mit den anderen versetzt wirst! Lass mich dir doch helfen, das wird deine letzte Chance sein!«

Und obwohl dieser Widerling Recht damit hatte, dass mein Noten-Durchschnitt niemals schlechter stand, erkannte ich sein Treiben, den ausgefeilten Plan nun so aussehen zu lassen, dass er mir zugutekäme und ich dankbar für diese Möglichkeit sein sollte, mich vor Dutzenden von Leuten zutiefst und darüber hinaus ohne Ausweg zu blamieren. Denn wollte ich weiter in Ilosas Nähe bleiben, muss ich dem zustimmen! Aber eigentlich wollte man mich nur brechen, mein Schicksal war jedem egal.

Ilosas Reaktion auf diese offenkundige Bestrafung war sehr klar zu ersehen. Sie saß dort in der ersten Reihe, und obschon sie dem Musik-Unterricht stets mit erfreuter Zuwendung folgte, mimte sie nunmehr ein Gesicht aus Stein. Sie sah weder zu mir noch auf den sonst so beliebten Lehrer, und zeigte ihre Missbilligung in Gänze, sich an diesem Unrecht weder gedanklich noch Kritik sprechend zu beteiligen. Ich verstand das sehr gut und wollte am liebsten auch auf Stur schalten. Aber da ich Subjekt des Themas war, konnte ich mich nicht neutral verhalten, so wie sonst immer.

Man zwang mich also zu dieser Zurschaustellung und würde seine Freude daran haben. Gut konnte ich mir vorstellen, wie der Lehrer sogleich zu den anderen zurückgekehrt ist, um ihnen von meinem erstaunten Blick und der entmachtenden Wortlosigkeit zu berichten. Nun gut. Dann müsste ich mich dem also stellen.

Drei Wochen und vier Tage verstrichen, in denen ich alleine zurückblieb. Ilosa war mit ihren Eltern und Geschwistern in die Ferien gefahren und bewies mir bis zuletzt ihre Zugehörigkeit, indem sie mich zu jeder Gelegenheit bis zu ihrer Abreise mit einem mitleidigen Blick begünstigte. Ins Gespräch kamen wir dennoch nicht erneut, dazu fehlte es am erforderlichen Zufall.

Ich selbst verbrachte die Ferien daheim, fand mich manchmal im Kino oder am Badesee wieder. Die meiste Zeit aber in meinem Zimmer. Und obwohl, wie immer, die Versuche meiner Eltern mich zu Freizeitaktivitäten anzustiften nicht fruchteten, verbreitete ich dieser Tage mehr noch als sonst meine Interessenlosigkeit und stinkenden Abgase eines mürrischen, miesepetrigen Nichtsnutz, der nach außen dem Bild eines faulen, vielleicht sogar dummen, wenn auch nicht gefährlichen Schülers bestens ent-

sprach. Dabei fehlte es allen anderen Menschen an Respekt, trotz der Besorgnis über mein Tun und meine Zukunft nicht zu erkennen, dass mich die Sehnsucht eines einzigen Wunsches würde plagen – allein zu sein, in meinem Kopf wie in meiner Welt. Da nun Alleinsein – wenigstens in meinem Falle – jedwedes Zeitgefühl verdrängt, verstrich die Frist bis zur großen Aufführung in der Aula wie im Flug.

Schon Tage vorher zog man mich auf mit Sprüchen wie »Wir werden *deinen Song* auf Video aufnehmen, um ihn uns immer wieder anzusehen!« In mir erweckte solches Verhalten nur ein befriedigendes Gefühl erwarteter Handlung und ließ mich die Welt insgeheim kontrollieren. Denn ich war der Einzige der wusste, was wann und wo geschieht. Heute oder auf der Bühne in ein paar Tagen.

Je näher ich mich der betreffenden Stunde wiederfand, desto unansehnlicher wurde mir das Gesicht. Am Ende wollte mich gar niemand mehr ansprechen und ich merkte, dass die Lehrer unter sich ahnten, es sey keine gute Idee gewesen, mich in die Ecke zu treiben. Aber man wollte das jetzt beenden und auch ich sehnte mich ironischerweise nach meinem Auftritt, damit der Moment endlich ein Ende nehmen könnte.

Während alle anderen meiner Klasse, auch Ilosa, die Festivität vorbereiteten, hielt man mich aus allen Arbeiten raus und erwartete offenbar, dass ich die Zeit nutze, meinen Text zu lernen und zu proben. Therak weiß, ich tat dies nicht. Jeden Tag lag der Stapel Blätter mit dem Gesangstext auf meinem Schreibtisch und jeden Tag verhöhnnte mich das Papier. Irgendwann legte ich einfach ein paar Bücher darauf, um mich nicht mehr erniedrigen zu lassen. Dabei gab man mir fairerweise ausreichend Zeit, die gerade einmal sieben Strophen auswendig zu lernen. Aber das war keine Frage des Fleißes oder einbrechenden Stolzes, nicht einmal eine Frage der Ungerechtigkeit seitens der Lehrer. Hier ging es wie immer in meinem Leben allein um Ilosa, und der Text hatte eben nichts mit ihr zu tun, daher fehlte mir das Interesse daran. Meine Eltern wussten nichts von meiner zentralen Aufgabe bei der Veranstaltung, ich erzählte ihnen von meiner Beteiligung beim Aufbau der Bühnenkulissen. Mit dieser Ausrede entging ich wenigstens daheim weiteren Problemstellungen.

Zwei Tage vor Beginn bestellte mich der Musik-Lehrer dann doch zur Schule und sprach mich auf dem Gang an. Er wollte wissen, wie es mit dem Lernen vorangehe, nun in einem angemessenen und mitleidigem Tonfall. Er nahm seine Aufgabe nicht zurück, daher empfand ich sein Verhalten als heuchlerisch. Ich zuckte mit den Schultern und behauptete, es ginge so einigermassen. Ob ich vorher mit der Instrumentengruppe üben wolle, fragte er mich dann. Ich verneinte. Das habe er erwartet, gestand er ein und drückte mir eine CD in die Hände. Darauf werde ich die Hintergrundmusik

finden, sodass ich daheim den Gesang üben kann. Bis übermorgen, 14:30 Uhr, Zimmer 307, von dort auf die Bühne, ziehe dir einen Anzug über, schloss er ab. Dann trennten sich unsere Wege. Daheim schob ich die CD zum Text unter die Bücher. Danke für die ehrliche Unterstützung und die Anteilnahme.

Unauffällig erschien ich eine viertel Stunde vor meinem Auftritt in dem genannten Raum; es gab keinen Grund mein Nichterscheinen zu fürchten. Mit toten Augen und stimmungsloser Miene wandelte ich durch die Schule bis zu eben jenen Raum, mich meinem Schicksal zu stellen und die Sache hinter mich zu bringen.

»Da bist du ja!«, empfing man mich herzlos und verachtend, bereit mich in die Grube zu werfen. Fast wäre dem Lehrer noch ein »Blödmann« herausgerutscht. Die ganze Hektik der sich vorbereitenden Schüler um mich herum wurde von mir ignoriert, es war ganz ruhig in mir. Mädchen schminkten sich fertig zum Tanz, ein Junge saß in der Ecke und stimmte mit zupfendem Saitenspiel seine Gitarre. Die Lehrer standen wie Militäroffiziere zwischen all dem und koordinierten das unorganisierte Treiben.

»Du bist ja ohne Anzug! Was soll denn das? Hast du den Text gelernt? Wir verlassen uns auf dich!«, nahm er mich zur Seite: »Aber das habe ich erwartet«, kramte er in einer Tasche und zog mir ein Jackett drängelnd über. Ich wehrte mich nicht, sondern glotzte nur teilnahmslos in die Ecke. »Bist du bereit für deine Einlage? Ich habe dir ja die CD gegeben, du achtest auf das abklingende Intro, dann kommen kurz die Trompeten, dann bist du dran ...«

Abklingend waren nur seine Worte in meinem Kopf. Seine Stimme wurde leiser und blendete aus. Alle Geräusche blendeten aus. Sollte das mein Leben sein? War das die Botschaft, die man mir mitzuteilen pflegte? – Dass wenn man mich schon nicht in Ruhe lassen kann, man mich wenigstens noch ordentlich in die Pfanne haut? Und sollte ich dieses Vorgehen einfach so hinnehmen, nur weil ich noch nicht erwachsen war? Zum Glück ist im Leben dahingehend Verlass darauf, dass jede Ungerechtigkeit auch wieder ausgeglichen werden kann. Das Spiel begann.

Es war tatsächlich so, wie er gesagt hatte: Nachdem das Publikum zu klatschen aufgehört hatte, ging einer der Lehrer mit einer Zettelklemme auf die Bühne und kündigte die nächste Zirkus-Nummer an, die Clowns-Nummer, bei der es gewiss etwas zu lachen gäbe. Mein Hass brannte heiß und musste noch in einem Meter Entfernung um mich herum auf der Haut gejackt haben. Nach der Ansage schubste man mich mit den anderen Instrumenten auf die Bühne und während man sich arrangierte, stellte man mich direkt vor ein Mikrofon. In diesem Moment beobachtete ich erstmalig die mich

hörende Menge.

Da saßen um die zweihundert Schüler und Eltern in den Reihen der Aula und schwätzten während dieser kleinen Unterbrechung, bis die Instrumente soweit seien. Ich schaute auf sie und überflog mit einem Blick die Trompeter und Flötisten, den Schüler am Piano und die Streicher. Jeder war voller Aufregung ganz auf sich selbst fixiert und richtete seine Kleidung, orientierte sein Instrument oder blätterte im Notenblatt vor sich. Fast jeder zitterte vor Aufregung und war allein um sich selbst bekümmert. Niemand beachtete den dahingestellten Trottel, der gleich singen würde; jedermann ging davon aus, dass ich meiner Aufgabe nachkäme. Aber wann hatte ich das je getan?

Kaum kam das Orchester zur Ruhe, wurden der Bühne jede Menge Videokameras und Fotoapparate entgegengerichtet. Ich erkannte einige Jungen aus meiner Klasse, die sich das Lachen offenbar unter ungemeiner Anstrengung verkneifen mussten. Noch einmal drehte ich meinen Kopf nach Hinten und erkannte eine Lehrerin, die mit einer albernem Geste andeuten wollte, dass ich ein Lächeln aufsetzen sollte. Mit demselben misstrauischen Blicken schaute ich wieder nach vorne und suchte nun nach Ilosa in der Menge. Wie würde sie mich sehen, nachdem ich mit meinem Auftritt geendet hätte? Und dann war sie einfach dort unten bei den Zuschauern.

Ich sah die süße Ilosa erstmalig seit den Ferien wieder und mein Gesichtsausdruck wurde ansehnlich und gefällig. Ich öffnete die Augen, neigte den Kopf in die Gerade und legte ein dezentes Lächeln auf. Sicherlich glaubte die Lehrerin hinter der Bühne, dass das ihr Verdienst sey.

Ilosa hatte mich natürlich schon die ganze Zeit fixiert. An ihrem Gesicht hatte sich seit dem letzten Musik-Unterricht nichts geändert. Sie war die einzige im Raum, deren mitleidiger Ausdruck auch wahres Mitleid mitzuteilen versuchte. Die einzige, die meine Situation verstand und fühlte, dass ich mich zu wehren hätte, um das Richtige zu tun. Dass ich ferner aufbegehren muss, um mich selbst zu finden, und auch sie. »Tu' es nicht«, rief sie mir telepathisch zu und ich freute mich über ihr liebenswertes Andenken. Aber das war gar nicht nötig.

Eine der Streicher spielt die ersten Töne, ich bleibe unbeweglich stehen. Blasinstrumente kommen dazu und im Augenwinkel sehe ich den eifrig schwingenden Arm des Dirigenten. Noch einmal wird die Anfangsmelodie wiederholt, und noch immer kein Anzeichen einer Regung. Dann beginnt der Gesang – aber ich singe nicht. Wie zuvor glotze ich stumm in die Menge, mein Gesicht von zerfressenem Hass erfüllt, von Streben nach Gerechtigkeit und Anhörung.

Die Musik spielt weiter, aber das Publikum wird unruhig. Allerdings nicht so unruhig, wie die seitlich neben der Bühne stehenden Lehrer. Einige halten einen Bogen Papier in der Hand und sehen erschrocken darauf, der Erkenntnis gefolgt, dass ich nun eigentlich singen sollte. Sie halten es keine weitere Sekunde aus und werden immer erregter, als würden sie gleich Sex haben.

»Sing' endlich, Mensch!«, zischt mir der eine von der Seite zu: »Was ist denn?!« – »Nein, das werde ich nicht«, antworte ich in normal lauter und vollkommen beruhigter Stimme. Im Publikum hörte ich es kichern und rauschen. Die Musik bricht innerhalb von Sekunden nach und nach ab, erst die Streicher, zuletzt das Piano. Der Dirigent dreht sich zu mir um.

Den Lehrern widerfährt ein unbekannter Schock durch die Glieder, den ich meinerseits ausgesprochen befriedigend finde. Sie wissen nun, dass ich mich nicht länger unterwerfen werde und einen eigenen Weg gewählt habe. Und in ihrer Erkenntnis schweigen auch sie.

»Das mag euch für die Beschuldigung zu Unbildung gereichen. Ich aber sehe weiter«, fahre ich sie trocken an, und spreche damit zu jedem Menschen auf der Welt. Dann schaue ich wieder ins Publikum, das noch immer seine Show erwartet. Sollen sie sie haben.

Was endlich nur sich selbst versteht,
die Zunge, spitz, zur Waffe wetzt,
dem Ursprung jeder Furcht entgeht
und inmitten der Gefahr sich setzt,
das liebt. Und eifert, und verdrießlich hasst,
dem Hörer tadelt unbescholten,
in Freuden mit jener Kunst befasst,
die anderen längst abgegolten.

So finde ich in Gestalt Gehör,
die euch zuwider und entbehrlich scheint.
Spreche meine Botschaft vor,
die weder zusagt noch verneint,
und meine endlich nur die Eine unter euch Armen,
vor der ich knie, und *alleine* knie'.
Dem Willen fern sich eurer zur erbarmen,
wär' nicht unlängst auserkoren – sie.

Ich lebe und beliebe sie derart,
das mich verlieren lässt die Sinne.
Und nun vor anderen ihr erfahrt,
dass ich im Geben neu beginne:
Denn was nicht schenkt, das ist uns nicht
bekommen und an Tugend rar,
das entsagt sich und das fürchtet sich,
an Liebe nie geboren war.

Nun lasst mich enden, Volk der unerkannten Angst,
dass an Mächten wirkt wie Wahn:
Was du, Ilosa, von mir verlangst,
ist unbesehen längst getan:
Fürchten tue ich nur selten,
und Ergebenheit neu entspringt:
mich die Usurpation will schelten,
die Tat ihr aber nicht gelingt.

So erwarte Heil, du mein Leben,
und fliehend' Kunst es dir verspricht:
Gedanken und Gefühle will ich dir geben,
auch wenn der Rest von mir zerbricht.

(kurze Pause)

»Ihr dummen Schafe habt ja keine Ahnung, welche Göttin unter euch ist und sich als Mensch ausgibt!«, schloss ich mit einem brummenden Seufzen ab und schaute weiter in die zu Stein erstarrte Menge.

Es dauerte Sekunden, bis man darauf reagierte, auch wenn das meiste schon zuvor getan wurde: Noch nicht einmal am Ende der ersten Strophe sprang ein Lehrer auf die Bühne und wollte mit seinem Eingreifen eine ihm unbekannte, freie Rede zu verhindern suchen. Aber kaum, dass ich unbeeindruckt die zweite Strophe fortsetzte, hielt er inne und wurde wie alle anderen im Raum gebannt: Die Videokameras sanken nach und nach ab, das Flüstern und Tuscheln verging, und sogar die mich auslachenden Jungen meiner Klasse fanden zur Stille, legten ihre Hände in den Schoß und schauten mich am Ende nur noch verblüfft an. In diesem Moment bemerkte ich erstmalig, dass Aussprache in Liebe geformter Worte große Macht bedeutet.

Für wahr, niemand hatte diese Fähigkeit von mir erwartet. Man hat mir aber auch nicht den zwischenmenschlichen Respekt entgegengebracht, mir die Möglichkeit zur Aussprache meiner Gefühle zu lassen. Mir ging es zeitlebens nie um Ruhm, nie um Anerkennung. Nur in den Augen Ilosas wollte ich glänzen und mich beweisen. Mit all den anderen Ignoranten wollte ich nie etwas zu tun haben; vielmehr wurde ich mit ihnen einfach in einen Raum gesperrt, ohne mich zu fragen. Und ich musste daraufhin mit ihnen leben und zurechtkommen. Aber um welchen Preis?

Nur Ilosa kannte die Antwort und erhob sich alleine aus der anonymisierten Menschenmenge. Sie drängte sich an den Sitzenden vorbei und trat schließlich auf den Mittelgang. Vorsichtig, als würde sie etwas Zerbrechliches bei sich tragen, tat sie Schritt um Schritt und ließ mit jedem Meter die Holzdielen unter sich knirschen. Die Blicke richteten sich auf sie. Dann die paar Stufen bis auf die Bühne und endlich stand sie an meiner Seite. Ich habe mir diesen Augenblick seit meiner Kindheit gewünscht, auch wenn es nicht meine Idee gewesen ist, dieses Ziel auf einer Bühne vor Publikum zu erreichen. Aber wer eben blind vor Stolz und Arroganz die brisante Gelegenheit heraufbeschwört, soll sich anschließend nicht um Kontrollverlust wundern.

Endlich stand sie vor mir, stand bei mir. Sie reichte mir die Hand und ich verwickelte meine Finger in den ihren. Wärme wurde ausgetauscht, Fantasien entbrannten und verloschen; wurden gegen neue, aufregendere ausgetauscht. Wann schon kann man an einem Punkt seines Lebens sagen, ich sey am Ziel? »Ich bin jetzt hier. Ich. Und nicht länger allein.«? Und ich wendete mich ein letztes Mal der Menge mit trauriger Miene zu:

»Was ihr mir bedeutet, wollt ihr wissen? – Nichts, das sich einen Satz auszusprechen lohnen würde.«

Dann kehrte ich mich um und nahm meine Frau an die Hand. Gerade als ich seitlich von der Bühne trat, stellte sich mir einer der Erwachsenen in den Weg und erbat eine Frage:

»Ist das ... Ilosa? Die du liebst?«

Und ich antwortete ihm: »Ja, du Blödmann. Seit ich denken kann.«